

五

KANTON, CHINA, 1828. Nachdem seine Mutter an Cholera stirbt, wird Robin Swift von dem geheimnisvollen Professor Lovell nach London gebracht. Dort lernt der Junge jahrelang Latein, Altgriechisch und Chinesisch, um sich auf den Tag vorzubereiten, an dem er ins Königliche Institut für Übersetzung der Universität Oxford – auch bekannt als Babel – aufgenommen werden soll. Für Robin erfüllt sich ein Traum: Er wird an dem Ort studieren, der die ganze Macht des britischen Empire verkörpert. Denn in Babel wird nicht nur Übersetzung gelehrt, sondern auch Magie. Das Silberwerk – die Kunst, die in der Übersetzung verloren gegangene Bedeutung mithilfe von verzauberten Silberbarren zu manifestieren – hat den Briten unvergleichlichen Einfluss beschert, große Teile der Welt sind Kolonien des Empires.

Für Robin und seine Freunde steht Oxford für das Streben nach Wissen. Doch Wissen gehorcht Macht, und Robin erkennt allmählich, dass Babel zu dienen Verrat an seinem chinesischen Mutterland bedeutet. Im Laufe seines Studiums gerät Robin zwischen Babel und den zwielichtigen Hermes-Bund, eine Organisation, die die imperiale Expansion stoppen will. Als Großbritannien einen ungerechten Krieg mit China um Silber und Opium führt, muss Robin sich für eine Seite entscheiden.

REBECCA F. KUANG, geboren 1996 in Guangzhou im Süden Chinas, kam als Kleinkind mit ihren Eltern in die USA. Für ihre Roman-Trilogie *Im Zeichen der Mohnblume* wurde sie vielfach ausgezeichnet. Kuang ist Autorin und Übersetzerin und hat einen Philologie-Master in Chinastudien der Universität Cambridge und einen Soziologie-Master in zeitgenössischen Chinastudien der Universität Oxford. Zurzeit promoviert sie in Yale in ostasiatischen Sprachen und Literatur.

HEIDE FRANCK übersetzt aus dem Englischen und Schwedischen, u.a. Werke von Joe R. Lansdale, Anna Jansson und Olivie Blake.

ALEXANDRA JORDAN übersetzt aus dem Englischen, u.a. Werke von Matt Ruff, Ernest Cline und Olivie Blake.

R. F. KUANG



# BABEL

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Heide Franck und Alexandra Jordan

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder  
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich  
[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Mit freundlicher Genehmigung  
der Bastei Lübbe AG, Köln

Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»Babel. Or the Necessity of Violence:  
An Arcane History of the Oxford Translators' Revolution«

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2022 by Rebecca Kuang  
Published by Arrangement with Rebecca F. Kuang  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Hannover

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2023 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Sabine Biskup, Mainz  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro  
Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle  
Druck und Bindung: GGF Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2023  
ISBN 978-3-7632-7515-1

In diesem Roman werden an einigen Stellen rassistische Szenen, Bilder oder rassistische Sprache reproduziert. Dies spiegelt in keiner Weise die persönliche Meinung der Autorin oder die Haltung der Übersetzerinnen oder des Verlages wider und dient dem Zweck der historisch korrekten Darstellung von Alltagsrassismen sowie fehlerhaften Vorstellungen von Ethnizität.

*Für Bennett,  
der alles Licht und Lachen in meine Welt bringt.*



BROAD STREET

BABEL

RADCLIFFE  
CAMERA

H I G H S T R E E T

K I N G S T R E E T



CITY OF  
OXFORD

BODLEIANISCHE  
BIBLIOTHEKEN

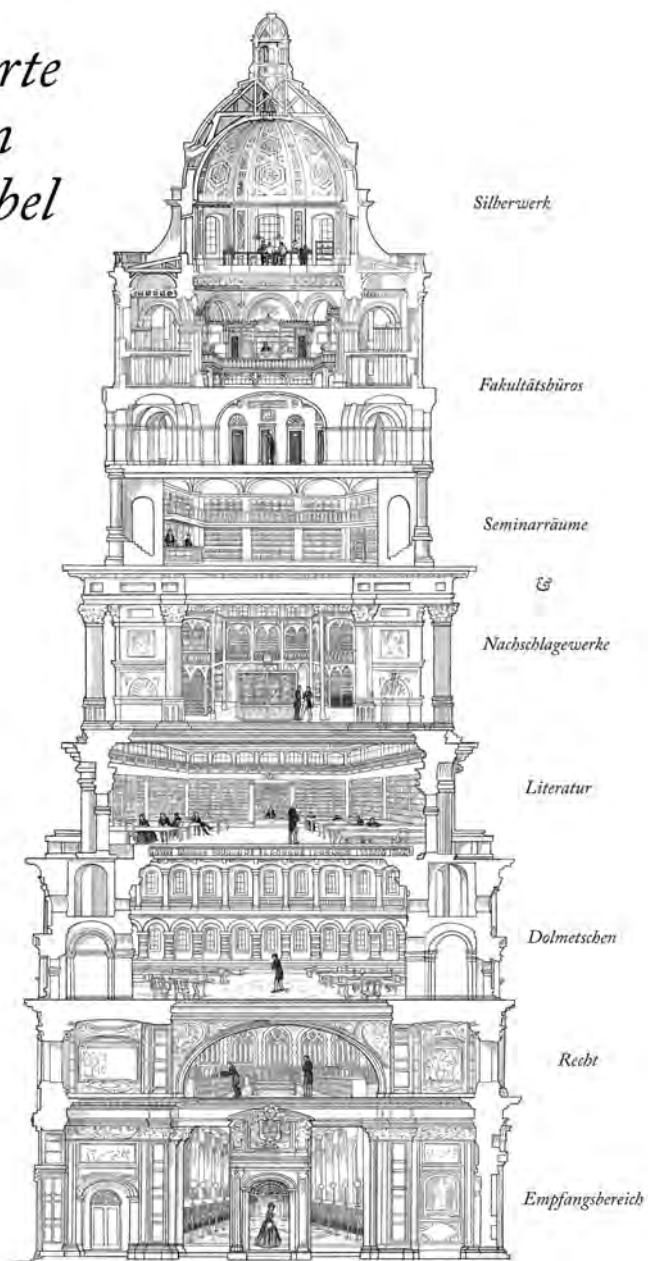
UNIVERSITY  
COLLEGE

MERTON FIELDS





# Karte von Babel



*Vorbemerkung der Autorin  
zu ihrer Darstellung des historischen Englands und  
insbesondere der University of Oxford*

Das Problem bei einem Roman mit Schauplatz Oxford liegt darin, dass alle, die die Stadt besucht haben, den Text daraufhin untersuchen, ob die Darstellung der Autorin mit ihrer eigenen Erinnerung übereinstimmt. Es wird noch schlimmer, wenn eine Amerikanerin über Oxford schreibt, denn Amerikaner haben keine Ahnung von gar nichts. Ich möchte mich im Vorfeld verteidigen:

*Babel* ist ein Werk der Phantastik und spielt deshalb in einer phantastischen Version von Oxford in den 1830er-Jahren, dessen Geschichte durch Silberwerk grundlegend verändert wurde (mehr dazu in Kürze). Ich habe mich dennoch bemüht, den historischen Aufzeichnungen über das Leben im Oxford des frühen viktorianischen Zeitalters so treu wie möglich zu bleiben und mich nur dann von ihnen zu lösen, wenn es der Geschichte zuträglich ist. Als Referenzen über das Oxford des frühen neunzehnten Jahrhunderts habe ich mich unter anderem auf das höchst unterhaltsame *The Historical Handbook and Guide to Oxford* (1878) von James J. Moore sowie auf *The History of the University of Oxford*, Bände VI und VII, herausgegeben von M.G. Brock und M.C. Curthoys (je 1997 und 2000) und weitere Lektüren verlassen.

Um die Sprache und das generelle Lebensgefühl abzubilden (zum Beispiel die Alltagssprache von Oxford im 19. Jahrhundert,

die sich sehr vom aktuellen Slang unterscheidet)\*, habe ich mich an Primärquellen wie *A History of the Colleges, Halls and Public Buildings Attached to the University of Oxford, Including the Lives of the Founders* (1810) von Alex Chalmers gehalten sowie *Recollections of Oxford* (1868) von G.V.Cox, *Reminiscences: Chiefly of Oriel College and the Oxford Movement* (1882) von Thomas Mozley und *Reminiscences of Oxford* (1908) von W. Tuckwell zu Rate gezogen. Da auch Fiktion uns viel darüber erzählen kann, wie das Leben aussah oder zumindest wahrgenommen wurde, habe ich Details aus Romanen wie *The Adventures of Mr. Verdant Green* (1875) von Cuthbert M. Bede, *Tom Brown at Oxford* (1861) von Tomas Hughes und *Die Geschichte von Pendennis* (1850) von William Makepeace Thackeray eingeflochten. Alles andere entstammt meiner Phantasie und meinen Erinnerungen.

Denjenigen, die Oxford kennen und deshalb aufschreien: »Nein, so sieht es da gar nicht aus!«, möchte ich einige Besonderheiten des Romans erklären. Die Oxford Union wurde erst 1856 gegründet, weshalb sie in diesem Roman United Debating Society (gegründet 1823) genannt wird, denn das war ihr Vorgänger. Mein geliebtes Vaults & Garden Café gibt es erst seit 2003, doch ich habe so viel Zeit dort verbracht (und so viele Scones dort gegessen), dass ich Robin und den anderen dieselbe Freude gönnen wollte. Das Twisted Root existiert so, wie es hier beschrieben wird, nicht, und soweit ich weiß, gibt es in Oxford kein Pub mit diesem Namen. Es gibt auch keinen Schneider an der Winchester Road, aber ich mag die Schneider an der High Street gerne. Das Märtyrermonument existiert wirklich, aber es wurde erst 1843 fertiggestellt, drei Jahre nach den Ereignissen dieses Romans. Ich habe den Bau etwas nach vorn verlegt, damit ich einen schönen Bezugspunkt habe. Die Krönung von Queen Victoria war im Juni 1838, nicht 1839. Die Bahnverbindung von Oxford nach Paddington in London wurde erst 1844

---

\* Ich habe während meiner Zeit in Oxford beispielsweise nie gehört, dass jemand die High Street als »The High« bezeichnet hätte, aber G. V. Cox behauptet etwas anderes.

eröffnet, doch hier wurde die Strecke aus zwei Gründen mehrere Jahre nach vorn verlegt: Erstens ergibt es in meiner Alternativweltgeschichte Sinn, und zweitens mussten meine Charaktere etwas schneller nach London kommen.

Beim Gedenkball habe ich mir viel künstlerische Freiheit genommen und ihn eher wie einen modernen Maiball oder Gründerball von Oxford und Cambridge gestaltet als wie eine viktorianische Gesellschaft. Beispielsweise weiß ich wohl, dass Austern im frühen viktorianischen Zeitalter viele Mahlzeiten der Armen ausmachten, doch in meinem Roman sind sie eine Delikatesse, weil das mein erster Eindruck war, als ich 2019 am Maiball am Magdalene College in Cambridge teilnahm – Berge über Berge von Austern auf Eis (ich hatte keine Handtasche dabei und hielt mein Handy, ein Champagnerglas und eine Auster in einer Hand, weshalb ich mein Getränk später einem älteren Herrn über den Anzug kippte).

Für einige ist der genaue Standort des Königlichen Instituts für Übersetzung, auch als Babel bekannt, vielleicht verwirrend. Das liegt daran, dass ich den Aufbau der Stadt verändert habe, um Platz für das Institut zu schaffen. Stellen Sie sich eine Rasenfläche zwischen der Bodleian Library, dem Sheldonian Theatre und der Radcliffe Camera vor. Jetzt machen Sie sie viel größer und setzen Babel mittendrauf.

Wenn Sie weitere Ungereimtheiten finden sollten, rufen Sie sich bitte ins Gedächtnis, dass es sich um eine fiktionale Geschichte handelt.

# BUCH I



## KAPITEL EINS

*Que siempre la lengua fue compañera del imperio; y de tal manera lo siguió, que junta mente comenzaron, crecieron y florecieron, y después junta fue la caída de entrambos.*

*Immer war die Sprache Begleiterin des Imperiums und folgte ihm so, dass sie zusammen begannen, wuchsen und zur Blüte kamen und dann gemeinsam verfielen.*

ANTONIO DE NEBRIJA  
*Gramática de la lengua castellana*

Als Professor Richard Lovell den Weg durch die schmalen Gassen von Kanton zu der verblichenen Adresse aus seinem Kalender gefunden hatte, war in dem Haus nur noch der Junge am Leben.

Die Luft roch ranzig, der Boden war glitschig. Ein voller Wasserkrug stand unberührt neben dem Bett. Anfangs hatte der Junge zu viel Angst gehabt, sich übergeben zu müssen, wenn er trank; jetzt war er zu schwach, um den Krug zu heben. Er war zwar noch bei Bewusstsein, jedoch in einem nebligen Halbtraum versunken. Bald, so wusste er, würde er in einen tiefen Schlaf fallen und daraus nicht mehr erwachen. So war es vor einer Woche seinen Großeltern ergangen, einen Tag später seinen Tanten, und dann, noch einen Tag später, Miss Betty, der Engländerin.

Seine Mutter war an diesem Morgen gestorben. Er lag neben ihrer Leiche und sah zu, wie sich ihre Haut zunehmend blau-lila

färbte. Das Letzte, was sie zu ihm gesagt hatte, war sein Name gewesen. Zwei Silben, die sie tonlos gehaucht hatte. Dann hatte sich ihr Gesicht verzerrt, war schlaff geworden. Ihre Zunge hing ihr aus dem Mund. Der Junge versuchte, ihre verhangenen Augen zu schließen, doch die Lider öffneten sich immer wieder.

Als Professor Lovell klopfte, öffnete niemand die Tür. Als er sie eintrat, schrie niemand überrascht auf – sie war verschlossen gewesen, denn Diebe nutzten die Seuche und nahmen die Häuser in der Nachbarschaft bis auf die Knochen aus, und obwohl es bei ihnen nur wenig Wertvolles zu holen gab, hatten der Junge und seine Mutter ein wenig Ruhe gewollt, bevor die Krankheit sie ebenfalls heimsuchte. Der Junge hatte das Gepolter gehört, konnte sich jedoch nicht dazu aufraffen, sich darum zu scheren.

Zu diesem Zeitpunkt wollte er nur sterben.

Professor Lovell ging die Treppe hinauf, betrat das Zimmer und blieb einen langen Augenblick neben dem Jungen stehen. Entweder bemerkte er die tote Frau auf dem Bett nicht, oder er wollte sie nicht bemerken. Der Junge lag still in seinem Schatten und fragte sich, ob diese große, bleiche Gestalt gekommen war, um seine Seele zu holen.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Professor Lovell.

Der Junge atmete zu angestrengt, um zu antworten.

Professor Lovell kniete sich neben das Bett. Er zog einen schmalen Silberbarren aus seiner Jackettasche und legte ihn auf die nackte Brust des Jungen, der zusammenzuckte; das Metall brannte, stechend wie Eis.

»Triacle«, sagte Professor Lovell erst auf Französisch. Dann auf Englisch: »Treacle.« Sirup.

Der Barren leuchtete blassweiß auf. Aus dem Nichts erklang ein gespenstischer Laut; ein Klingen, ein Singen. Der Junge wimmerte, drehte sich auf die Seite, krümmte sich zusammen, seine Zunge tastete verwirrt in seinem Mund umher.

»Durchhalten«, murmelte Professor Lovell. »Schluck den Geschmack hinunter.«

Die Sekunden tröpfelten vorbei. Der Atem des Jungen beruhigte sich. Er öffnete die Augen. Jetzt sah er Professor Lovell deutlicher, konnte die schiefergrauen Augen und die gebogene Nase erkennen – *yīnggōubí* nannten sie so eine Nase, Adlernase –, die nur einem Ausländer gehören konnte.

»Wie fühlst du dich jetzt?«, fragte Professor Lovell.

Der Junge holte noch einmal tief Luft. Dann sagte er auf überraschend gutem Englisch: »Es ist süß. Es schmeckt so süß ...«

»Gut. Dann hat es funktioniert.« Professor Lovell steckte den Barren wieder zurück in seine Tasche. »Ist hier noch jemand am Leben?«

»Nein«, flüsterte der Junge. »Nur ich.«

»Gibt es etwas, das du nicht zurücklassen willst?«

Der Junge war einen Augenblick lang still. Eine Fliege landete auf der Wange seiner Mutter und krabbelte über ihre Nase. Er wollte sie verscheuchen, war jedoch zu schwach, um die Hand zu heben.

»Ich kann keine Leiche mitnehmen«, sagte Professor Lovell. »Nicht dorthin, wo wir hingehen.«

Der Junge blickte seine Mutter lange an.

»Meine Bücher«, sagte er schließlich. »Unter dem Bett.«

Professor Lovell beugte sich hinab und zog vier dicke Bände hervor. Bücher auf Englisch, deren Rücken vom vielen Lesen ramponiert waren, die Seiten so abgegriffen, dass die gedruckte Schrift kaum noch lesbar war. Der Professor blätterte darin umher, musste gegen seinen Willen lächeln und packte sie in seine Tasche. Dann nahm er den dünnen Jungen auf den Arm und trug ihn aus dem Haus.

Im Jahr 1829 breitete sich eine Seuche, die später als Cholera bekannt werden sollte, von Kalkutta über den Golf von Bengalen bis in den Fernen Osten aus – erst nach Siam, dann nach Manila und dann über Kaufmannsschiffe bis an die Küste Chinas. Die dehydrierten, hohläugigen Mannschaften warfen ihre Abfälle in den



Perfluss, aus dem Tausende tranken, in dem Tausende schwammen und badeten, und kontaminierten so das Wasser. Die Cholera traf wie eine Flutwelle auf Kanton und arbeitete sich rasant von den Docks bis in die weiter innen liegenden Wohnviertel vor. Das Viertel, in dem der Junge gelebt hatte, war innerhalb weniger Wochen wie ausgelöscht, ganze Familien starben hilflos in ihren Häusern. Als Professor Lovell den Jungen aus den Gassen Kantons trug, waren bereits alle Nachbarn in seiner Straße tot.

All das erfuhr der Junge, als er in einem sauberen, gut beleuchteten Zimmer in der English Factory erwachte, in Decken gewickelt, die weicher und weißer waren als alles, was er jemals berührt hatte. Sie trugen nur wenig dazu bei, dass es ihm besser ging. Ihm war unglaublich heiß und seine Zunge lag ihm wie ein sandiger Stein im Mund. Er fühlte sich, als ob er weit über seinem Körper schwebte. Wann immer der Professor sprach, schoss dem Jungen ein scharfer Schmerz durch die Schläfen, und seine Sicht färbte sich rot.

»Du hast großes Glück«, sagte Professor Lovell. »Diese Krankheit rafft beinahe alle dahin.«

Der Junge starrte ihn an, fasziniert von dem langen Gesicht und den hellgrauen Augen des Fremden. Wenn er seinen Blick unscharf werden ließ, wurde der Fremde zu einem Riesenvogel. Einer Krähe. Nein, einem Raubvogel. Zu etwas Grausamem, etwas Starkem.

»Verstehst du, was ich sage?«

Der Junge leckte sich über die ausgetrockneten Lippen und antwortete.

Professor Lovell schüttelte den Kopf. »Auf Englisch. Benutze dein Englisch.«

Dem Jungen brannte die Kehle. Er hustete.

»Ich weiß, dass du Englisch sprichst.« Professor Lovells Stimme klang warnend. »Nutze es.«

»Meine Mutter«, keuchte der Junge. »Sie haben meine Mutter vergessen.«

Professor Lovell antwortete nicht. Umgehend stand er auf und strich sich über die Knie, bevor er den Raum verließ, auch wenn

der Junge nicht verstand, wie sich in den wenigen Minuten, die der Professor bei ihm gesessen hatte, Staub auf seiner Hose hätte sammeln können.

Am nächsten Morgen konnte der Junge eine Schale Brühe austrinken, ohne zu würgen. Den darauffolgenden Morgen konnte er ohne allzu viel Schwindel stehen, obwohl seine Knie in letzter Zeit so selten gebraucht worden waren und so stark zitterten, dass er sich am Bettrahmen festhalten musste, um nicht umzufallen. Sein Fieber sank; sein Appetit kehrte zurück. Als er am Nachmittag erneut erwachte, stand anstelle einer Schale ein Teller mit zwei dicken Scheiben Brot und einem großen Stück Roastbeef vor ihm. Ausgehungert aß er den Teller mit bloßen Händen leer.

Die meiste Zeit verbrachte er in traumlosem Schlaf, der regelmäßig durch die Ankunft einer Mrs Piper unterbrochen wurde – einer fröhlichen runden Frau, die seine Kissen aufschüttelte, ihm die Stirn mit einem wunderbar kalten Tuch abwischte und deren Englisch so merkwürdig klang, dass der Junge sie bei jedem Besuch mehrfach bitten musste, sich zu wiederholen.

»Meine Güte«, gluckste sie, als er sie das erste Mal darum bat.  
»Hast wohl noch nie 'ne Schottin gesehen.«

»Eine ... Schottin? Was ist eine Schottin?«

»Zerbrich dir darüber mal nicht den Kopf.« Sie tätschelte ihm die Wange. »Du lernst schon noch früh genug, wie Großbritannien aussieht.«

An jenem Abend brachte Mrs Piper ihm neben seinem Abendessen – wieder Brot und Fleisch – die Nachricht, dass der Professor ihn in seinem Büro sehen wollte. »Das ist nur die Treppe hoch. Zweite Tür rechts. Iss erst auf; der geht nirgendwohin.«

Der Junge aß schnell und zog sich mit Mrs Pipers Hilfe an. Er wusste nicht, woher die Kleidung kam – sie war im westlichen Stil geschneidert und passte überraschend gut an seinen kleinen, dünnen Körper –, doch er war zu müde, um Fragen zu stellen.

Als er die Treppe hinaufging, zitterte er. Ob es an Müdigkeit

oder Beklommenheit lag, wusste er nicht. Die Tür zum Büro des Professors war geschlossen. Er hielt einen Moment inne, um zu Atem zu kommen, dann klopfte er.

»Herein«, rief der Professor.

Die Tür war sehr schwer. Der Junge musste sich gegen das Holz stemmen, um sie zu öffnen. Ihm schlug der überwältigende, staubig-tintige Geruch von Büchern entgegen. Stapel über Stapel – einige ordentlich in Regale gestellt, andere achtlos zu wackeligen Pyramiden überall im Raum aufgetürmt; einige lagen auf dem Boden und wieder andere auf Schreibtischen, die scheinbar zufällig in dem schwach erleuchteten Labyrinth aufgestellt worden waren.

»Hier drüben.« Der Professor war fast vollständig von Bücherregalen verborgen. Der Junge ging zögerlich durch den Raum, voller Angst, dass auch nur die kleinste falsche Bewegung die Pyramiden zum Einsturz bringen könnte.

»Nicht so schüchtern.« Der Professor saß hinter einem mächtigen Schreibtisch voller Bücher, loser Zettel und Briefumschläge. Er bedeutete dem Jungen, sich auf den Platz ihm gegenüber zu setzen. »Haben sie dich hier viel lesen lassen? Englisch war kein Problem?«

»Ich habe ein wenig gelesen, ja.« Vorsichtig setzte der Junge sich und achtete darauf, nicht auf die Bücher zu treten – Richard Hakluyts Reisenotizen, wie er feststellte –, die um seine Füße herum angehäuft waren. »Wir hatten nicht viele Bücher. Ich habe dieselben immer wieder gelesen.«

Für jemanden, der Kanton noch nie im Leben verlassen hatte, war sein Englisch bemerkenswert gut. Er sprach nur mit leichtem Akzent. Das war der Engländerin zu verdanken – einer Miss Elizabeth Slate, die der Junge Miss Betty genannt hatte und die schon solange er denken konnte im Haus gewesen war. Er hatte nie ganz verstanden, was sie dort tat – seine Familie war auf keinen Fall reich genug, um Dienstboten anzustellen, und schon gar keine englischen –, doch jemand musste ihr Lohn gezahlt haben, denn sie war nie gegangen, nicht einmal dann, als die Seuche ausbrach. Ihr Kantonesisch war akzeptabel, gut genug, um sich problemlos in der Stadt zurechtzu-